

Russische Flüchtlinge.

Im „Ausloje Slowo“ gibt P. Ahevsch, der Berichterstatter dieses Blattes in Ufa, also gewiß ein unerbittlicher Zeuge, eine Schilderung des namenlosen Glends, von dem die russischen Flüchtlinge, die man gewaltsam aus ihrer Heimat entfernt hat, heimgeführt werden. Ganz Rußland bis zum Ural und bis nach Sibirien ist heute überfüllt mit von den unheimlichen Wogen der armen, heimlos gewordenen Menschen.

Am Ende des Bahnhofes in Ufa stehen täglich lange Züge mit Flüchtlingen. Dicht dabei ist schmutzige Wäsche auf dem Boden ausgebreitet, und die Kinder toben nichtssahnend zwischen den Wagen umher. Das Bild ist immer das gleiche: Dichtgefüllte Wagen, in denen die paar Habseligkeiten der Flüchtlinge unordentlich umherliegen. Alte Männer, Kinder und Kranke, die von der langen Reise völlig entkräftet sind, strecken sich zwischen den Gerätschaften und den unnützen Möbelstücken aus, mit denen man sich belastet hat.

„Gunger, fürchterliche Unsauberkeit, Mangel an Platz und Luft begünstigen bei den Flüchtlingen alle möglichen Krankheiten. In dem von den vielen Wagen sah man Kranke und man macht nicht die geringsten Anstalten, ihnen Medizin zu reichen. Was für Krankheiten sind das?“ fragte ich von diesem Mitleid ergriffen. „Gott weiß es. Magenkrank sind alle.“ Ich näherte mich einem von den Kranken, der auf einer schmutzigen Decke lag. Er war fast völlig ohne Kleidung, und sein Gesicht war von einem fahlen Gelb überzogen. Es waren die Schreckenszeichen, die die Cholera in dem wachsternen Gesicht eingegraben hatte.

Die meisten Flüchtlinge sind Ackerbauer. Es gibt unter ihnen aber auch Handwerker und Fabrikarbeiter. Aber niemand gibt sich in Rußland die Mühe, unter den Flüchtlingen, trotz dem Mangel an Munitionsarbeitern, Leute auszuwählen, die man in dieser Industrie beschäftigen könnte. Einer der Unglücklichen erzählte mir unter Tränen: „Ich bin Schlosser. Ich habe in zahlreichen Fabriken gearbeitet. Verschaffen Sie mir Freiheit; Arbeit werde ich dann schon finden.“

Rotes Vlamenblut.

Von Pierre Broodcoorens.

Ein kleiner dicker, apoplektischer, fahlföpfiger Mann in einer blauen Bluse, einem roten Halstuch und hohen Viehhändlergamaschen wurde unten vor den Stufen sichtbar, die keine gepreßt, den Hut im Genick, der Bauch von dem Lachen wackelnd, das gut genährte Leute an sich haben. „Besser, Ihr lebt nicht schlecht hier!“ fuhr er, die Hände in die Seiten gestemmt, in einem erstaunten Ton fort. „Ja, der Händler Knabbe aus La Houpe!“ rief jemand von der Aufwartung.

und jeder hat sein Erkennungszeichen. Keine menschlichen Wesen sind das, es mutet vielmehr an wie eine Schiffsladung. In Samara z. B. hat man sie aufgegeben, in Ufa beglaubigt und notiert: In Empfang genommen foundjoviel Stück. Den Schlosser etwa lassen zu lassen, heiße ein Stück der Ladung verlieren.

Nirgends hat man etwas dazu getan, um die Flüchtlinge aufzunehmen. Zwar weiß man seit langer Zeit, daß gerade die am meisten bevölkerten Gegenden vom Kriege heimgeführt worden waren, aber niemand hat dazu beigetragen, das Unglück der Leute erträglich zu machen, die gezwungen wurden, ihre Heimat zu verlassen. Weder die Regierung noch private Fürsorge haben sich ihre wegen Umstände gemacht. Das Einzige, was man getan hat, ist, daß man in Stauern geriet über die große Zahl der bemitleidenswerten Flüchtlinge.

Kleines Feuilleton.

Was ist ein Brückenlopf?

Auf dem Siegeszug unserer Tapferen im Osten war der Weg bisher mit sogenannten „Brückenlöpfen“ beinahe gepflastert. Wertwändig nur, daß trotz der häufigen Wiederkehr dieses militärischen Ausdrucks gerade in den letzten vergangenen Wochen über seine sinn-gemäße Auslegung noch sehr viel Unklarheit herrscht. Viele Zeitungs-leser denken bei dem Wort Brückenlopf lediglich an das dem An-greifer zunächst gelegene Ende einer Brücke. Ursprünglich deckten sich wohl auch Anschauung und Bezeichnung in dieser Hinsicht völlig. Seitdem aber mit der Erkenntnis des Wertes der sogenannten strategischen Lage auch die Bedeutung der Flußläufe, Eisenbahn-linien, Straßen usw. für Freund und Feind wuchs, als die Vor-märche in Feindesland mit Millionenheeren zu rechnen begannen, erweiterte sich unversehens auch der Begriff „Brückenlopf“.

Kann man eine heraufschwebende Granate hören?

Der Beitrag, der unter dieser Aufschrift am 28. August im „Vorwärts“ erschien, hat uns eine Reihe Zuschriften aus dem Felde eingetragen. In einer heißt es: „Wer selbst dem Granatfeuer ausgesetzt war, wird bei Auf-werfung dieser Frage antworten: „Je nachdem. Es kommt ganz darauf an, wie weit das Verderben schwebende Geschoss von uns entfernt ist.“ In der Praxis stimmt die Theorie mit den Erfahrungen der Lebenden Zielobjekte überein. Es ist Tatsache, daß man sich vor Granaten, die einen weiten Weg zurücklegen müssen, in Sicherheit bringen kann, vorausgesetzt, daß sich in nächster Umgebung granat-sichere Unterschlünke befinden.

offenen Fenster oben in der Dachkammer meines Quartiers und lese meinen „Vorwärts“, u. a. auch gerade die Abhandlung: „Kann man heraufschwebende Granaten hören.“ Und schon seit Stunden hören wir hoch oben, direkt über unseren Köpfen — die Granaten sausen, wie sie in ihrem eiförmigen sw—sw—sw— ihre Bahn zu einem entfernteren Ziele zielehen. Wir hören den Abfluß, nach einer Weile das Singen und wenn das versummt nach einer weiteren Pause den Einschlag. Der eine oder der andere Kamerad mag schon „gezählt“ haben, wie weit geschossen wird. Es hat sich nämlich unter uns eine Methode gebildet, die nach der Zeitdifferenz vom Abfluß bis zum Einschlag feststellen soll, in welcher Entfernung geschossen wird.

In gleichmäßigen Abständen geht's: bum—sw—sw—sw— bum! Dieses eintönige Gedröhn und Gemurre stört unsere Ruhe nicht im geringsten. Ist es doch das alltägliche Konzert, das bei dieser Ton-stimmung uns wissen läßt, wie weit wir — unterm Schusse sind. Augenblicklich sind die feindlichen Halbewohner weit hinter und gemeint, ein andermal — noch ahnen wir nicht wie bald — sind wir an der Reihe. Aber wir haben unsere Schutzmaßnahmen getroffen. Drüben am steilen Bergabhang sind tiefe Höhlenunterstände in den Berg getrieben.

Da wieder ein Abfluß — ringsum wohlige Ruhe. Doch plötzlich folgt das verteilte sw—sw—sw—itzsch—itzsch—itzsch. Vom Fenster aus sehe ich noch, wie die Kameraden, wie auf ein Kommando in die Höhe schmeißen und nach den Unterständen laufen. Ich selbst hüpfte zur Tür, die Treppe hinauf, doch ehe ich zum Haupte hinaus komme — bum! die Granate sitzt in einem der Nachbarhäuser und hat dieses in einen rauchenden Trümmerhaufen verwandelt.

Gemächlich schlendere ich über die Wiese, wo vorhin die Kameraden lagerten, den Unterständen zu, und sehe staunend die Ver-änderungen an. Die Kameraden waren rechtzeitig im Unterstande geborgen. Jetzt kriechen sie wieder hervor, um die Wirkung des Geschosses in Augenschein zu nehmen. Da wieder ein Abfluß. Wir wußten, daß nun unser Ort an der Reihe war und treten näher an den Einschlagort des Unterstandes. Und richtig sw—sw—sw—itzsch—itzsch—itzsch im Nu sind wir die Treppe des Schachtes hinauf, die Tür des dunklen Loches ist zu — bum! —, ein Stein, Eisen- und Erdhagel prasselt auf die Treppe und Tür hernieder. Wir öffnen und klettern hinaus. Noch keine 30 Schritte vom Eingange, gerade dort, wo wir vorhin standen, ist ein ansehnlicher Trichter im Wiesengrund aufgeworfen. Nach einständiger Beschauung bleiben wir wieder verschont und das Feuer richtet sich wieder einem anderen Ziele zu.

Da habe ich, wie so oft, es wieder verspürt, wie gut es dem Soldaten zu statten kommt, daß durch die eilig befügelten Schall-wellen die tobbringende Gefahr rechtzeitig signalisiert wird. Ja, eine heraufschwebende Granate kann man unter Umständen hören! Und das ist gut so.

Notizen.

Die Humboldt-Akademie veröffentlicht ihr Vorlesungsverzeichnis für das vierte Lehrvierteljahr Oktober-Dezember 1915, das Vorträge aus allen Zweigen der Wissenschaft und Kunst und Kurse in allen wichtigen alten und neuen Sprachen enthält. Für die Arbeiterschaft von Groß-Berlin werden besondere Vorträge zu sehr mäßigen Gebühren und unentgeltliche Führungen veranstaltet. Die Vorlesungen in der ersten Woche sind mit einigen Ausnahmen frei.

Der Tommy mit den 86 Bräuten. Der „Daily Mail“ veröffentlichte ein Gruppenbild von 23 in Döberitz internierten englischen Gefangenen, damit die Soldaten von ihren Angehörigen in der Heimat identifiziert werden könnten. Die Antwort war eine Flut von Zuschriften, die die Freude über das Wiedererleben der einzelnen Soldaten ausdrückten. Allerdings unterließen auch zahlreiche Verwechslungen, da verschiedene Familien denselben Mann als Sohn, Bruder oder Vater bezeichneten. Den Vogel schloß aber ein auf dem Bilde verretter Tommy ab, den nicht weniger als 86 Mädchen als ihren Bräutigam bezeichneten.

Die Bevölkerung Polens. Die letzte Volkszählung in Polen fand im Jahre 1909 statt. Damals wurde eine ansehnliche Bevölkerung von 11 935 000 Personen festgestellt. Ihrer Abstammung nach waren 73 Proz. Polen, 14 Proz. Juden, 5 Proz. Deutsche, 4,1 Proz. Ruthenen, 3,7 Proz. Litauer, 0,8 Proz. Russen und 0,1 Proz. Tataren. In religiöser Hinsicht waren 76 Proz. Katholiken, 4,9 Proz. Protestanten, 4,1 Proz. Orthodoxe, 14 Proz. Juden, 0,1 Proz. Mohammedaner. Die Polen und Litauer sind Katholiken; es befinden sich unter ihnen nur etwa 30 000 Protestanten. Die Deutschen sind zum größten Teil Protestanten; nur etwa 30 000 sind Katholiken. Die bauerliche Bevölkerung des Landes machte etwa 53 Proz. der Gesamtbevölkerung aus, die städtische Bevölkerung 40 Proz., der Kleinadel 3 Proz., der Großadel und die Geistlichkeit 8 1/2 Proz. Seit 1909 dürfte die Bevölkerung um 300 000 Köpfe gewachsen sein.

dem der Wurf ihn würgte, blau an. Er war außerstande, auch nur ein Wort hervorzubringen.

Flohils Griff wurde enger und enger. Und schon leuchte der Händler, dreiviertel erdroffelt, schon war sein Auge von der Todesangst umflort.

„Ah, Kuffschneider! Du hast ein anständiges Mädchen mit Schmutz bewerfen wollen! Das wird Dir nicht geschehen! Nein!“

„Keine Dummdheiten, Souhe! Nicht wahr?“

Junächst durch die Plöchlichkeit des Streites überrascht und vor Betroffenheit starr, hatten sich die Bauern jetzt erhoben. Der rasende Karr von Souhe war wohl imstande, Knabbe abzudrosseln wie eine gemeine Gans. Das wäre eine schlimme Geschichte. Zwanzig Männer stürzten sich auf den Hieser und zwangen ihn, abzulassen. Andere brachten den Händler wieder auf sein stämmiges Fußgestell. Er schnaupte wie eine Robbe und rollte in seinem blauroten Gesicht stumpfsinnig die Augen, während ihm Lippen und Hände von einem krampfhaften Zittern geschüttelt wurden.

„... mit einem Tropfen!“ stammelte er, indem er versuchte, sein Beinkleid in Ordnung zu bringen.

„Du wirst wohl anderswo Schnaps kriegen!“ schrie Leentje Maandag, die unter dem Lärm des Attentats aus dem Hintergrund ihres Lebens herbeigekittelt war.

Sie brachte auf dem Schanktisch sorgsam ihre Gläser und Liter in Ordnung.

„Aufjonenbände! Feiglinge!“ heulte Flohil zwischen den Bauern hervor, die ihn festhielten.

„Schmeißt doch den Händler zur Tür 'naus!“ brüllte Robe vorfi.

Er beschränkte, daß trotz ihrer Anstrengungen und dem Strom der beruhigenden Worte, mit denen sie sich bemühten, seinen Zorn zu stillen, der Wurf sich noch einmal auf ihn stürzen konnte.

„Ich sage nichts mehr... Bieh Dir hier ein Unglück auf den Hals!“ fügte er verzweifelt hinzu.

Aber Knabbe hatte die letzten Worte schon nicht mehr gehört.

So geschwind als seine angstgelähmten Beine gestatteten, verließ er den „Eber“ und eilte zu seinem Wagen.

Tied, dem der gewaltige Vorextrieb Flohils die Knochen zusammengeschnitten hatte, hob sich mühsam auf den Sitz an die Seite seines Gefährten.

(Fortf. folgt.)

„Es heißt Weihnachten... Wahrhaftig, der Liebhaber hat Geschmach... Kure, die hinfende, und Florine, die zweitjüngste von den Mädchen, haben ungeniert überall erzählt, daß der gute Kerl zu Sainte-Léocadie der Dirne eine Uhr und eine goldene Kette geschenkt hat. Man muß wohl schon verrückt sein, wenn man als armer Arbeiter solche teuren Geschenke macht... Und einer Umherstreicherin, die von der Art noch dazu! Wenn er all die Liebshäften wüßte, die sie gehabt hat; besonders ihre letzte! Kaum ein Vierteljahr ist's her, daß sie noch in den Armen ihres Zigarrenmachers von Schnedelbefe lag.“

„Das läßt Du!“ heulte eine Stimme.

Es entstand ein entseßlicher Aufruhr; Stühle wurden umgeworfen, ein Mann sprang auf. Auf der Stelle streckten sich zehn Arme aus, ihm den Weg zu verlegen. Souhe Flohil schnaubte wie ein wütender Stier. Er hatte im Hintergrunde des Zimmers bei einer Gruppe gesessen, die aus dem Samwed, dem Mebele, den Vorst und Arny Klip bestand, und hatte bei den ersten Worten, die zwischen Knabbe und dem Fremden gewechselt wurden, aufgehört. Was denn? Es war Hilla, seine Hilla, von der auf eine derartige Weise gesprochen wurde? Eine tödliche Angst hatte ihn erfaßt. Ein Sämerz hatte ihm in der Herzgrube gedrückt, der sofort in einen schrecklichen Zorn übergegangen war. Dieser Hanswurst soppte ihn, beleibigte das geliebte Weib. Und was sang er da, der Mensch da, der mit schlechtem Rindvieh handelte? Er wagte zu verstehen zu geben, daß Hilla sich einem anderen hingegeben hatte?

„Lah mich! Bei Gott, ich hau' ihm den Bams! ein, ich besorg' es ihm! Laßt mich los, sag' ich!“

„Na, was denn? Na, was denn?“ stotterte Knabbe erschreckt.

Sein durch diesen ärgerlichen Janf, den seine unbedachten Worte verursacht hatten, erschredtes Blut kam aus der Fassung. Tied wollte ihn fortziehen. Aber es war schon zu spät. Mit einem furchtbaren Stoß hatte Souhe sich losgemacht. Er stürzte die Stufen hinauf, warf Tied mit einem Fausthieb zu Boden und packte den dicken Händler bei der Gurgel.

„Sag, daß Du gelogen hast, Leuteschinder! Bei Gott, auf die Anie! Vitt' ab!“

Sein scharfes, weißes Gebiß entblöhte sich mit einer starren Mundverzerrung. Schaum stand ihm vor den Lippen, und seine Augen funkelten in einer fahlen Wildheit. Knabbe, halb ersticht, lief unter dem furchtbaren Griff, mit

